

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Das Fenster [Fortsetzung]
Autor: Lang, Willy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572796>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wo es keinen rechten Stand gefaßt, rückwärts gestürzt und hatte den Reiter unter seinem schweren Leibe begraben.

„Wir leben nicht lange, wir Morell!“ hatte der Verstorbene oft gesagt, und das ruhelose Ungefühl seiner Eroberernatur drohte die Erfahrung zu bestätigen. Nun war die Prophezeiung eingetroffen, und der plötzliche Schlag traf die heimatfremden Kinder mit furchtbarer Wucht, besonders die beiden Töchter, die den Vater

auch in der Einseitigkeit seines zügellosen Wesens geliebt hatten. Mit Frank war es anders; er war mit einem Mal sein eigener Herr und Meister geworden, konnte seine weittragenden Pläne ins Werk setzen und seine Eigenschaften glänzend betätigen. Er trat in Unterhandlungen mit einem Pächter, dem er die Facenda mit allen Pflanzungen übergeben wollte, und bereitete den Umzug nach der Hauptstadt vor.

(Fortsetzung folgt).

Zu unserm Damenbildnis von Anton Graff.

Keine Frage, von Höhenpunkten deutscher Bildniskunst bot uns die Berliner Graff-Ausstellung mehr denn einen, in gewisser Hinsicht aber die größte Ueberraschung war für mich das Porträt der Frau von Helldorff. Im gesamten so reichen Lebenswerke des Winterthurer Meisters kenne ich seinesgleichen nicht. Als etwas durchaus Apartes stach aus der bei Schulte versammelten adeligen Gesellschaft, ja überhaupt aus der Graffschen Bildnisgalerie das Ehepaar v. Helldorff heraus, beinahe in ganzer Gestalt hingelegt in koloristisch fein zur Figur gestimmte Landschaft, er mit großer Fülle des Leibes und des Gesichtes, mit reichlichem Doppelfinn, im langen grauen Rock, sie anmutig und zart, lässig dastehend im gelblich weißen Gewand à la grecque, am Halse tief ausgeschnitten, mit rotem Tuch, das ihr von der Schulter gegliedert, wirkungsvoll drapiert. Die Wiedergabe des Bildnisses überhebt uns der weitzern Beschreibung. Alsogleich wird man gemahnt an das berühmte Porträt der Madame Récamier, wie es nach Jacques Louis David 1802 (wenn ich nicht irre) François Gérard ge-

schaffen, auch dieses das „klassische Gemälde klassischer Empire-schönheit“ ... Das Bildnis des kurfürstlichen Stifthsauptmanns v. Helldorff hat Graff nach Muthers Angabe am 5. März 1803 auf die Ausstellung der Dresdner Kunstakademie geliefert; ist vielleicht dasjenige der Gemahlin erst etwas hinterher geschaffen? Sollte es denn nicht entstanden sein unter den frischen Eindrücken, die Graff empfangen hat — oder die ihm vermittelt worden — vom Gérard'schen Porträt der Récamier? Jedenfalls sei hier angemerkt, daß sich dieses Bildnis der Madame Récamier mehrere Jahrzehnte zu Berlin befand im Besitz des Prinzen August von Preußen, Friedrichs des Großen Neffen, der zu den feurigsten Anhängern der belle Juliette gehörte, und daß es erst nach des Prinzen Ableben nach Frankreich zurückkehrte, wo ihm dann im Louvre seine endgültige Heimstätte ward. Und auf jeden Fall auch ist bemerkenswert, daß unser Anton Graff, der sich so säuberlich freizuhalten gewußt von der Künsterei des Rokoko, der darauf folgenden klassizistischen Richtung seinen Tribut nicht hat verweigern können oder wollen.

O. W.

Das Fenster.

Novelle von Willy Lang, München.

(Fortsetzung).

Roman Henry neigte sich zur Seite, als höre er irgend ein Geräusch, an das er sich klammern konnte; aber das Zimmer war merkwürdig still, und die Fenster der Sorbonne waren tiefdunkel, als sähen sie aus einem riesigen schwarzen Raum.

Prinz Nicolas, der wie ein kleiner Kobold im Stuhle saß, hub wieder an: „Meine Gouvernante fand nämlich unter meinen Spielsachen einen Soldaten. Er war kaum höher als die Länge einer Hand. Seine Brust und sein Leib bestanden aber aus einer einzigen Kugel. Und der Kopf ebenfalls. Die Augen waren aus grünem Glas eingesezt und die Beine wie zwei Säulen ... Vielleicht hatte ich vor der Figur die Angst, weil die Beine denen meines Großvaters Venceslas glichen, der nach den Enkelkindern die Krücke warf und die Wassersucht hatte.“

„Wie ging das weiter mit dem Soldaten?“ fragte Roman Henry, als Prinz Nicolas nicht mehr weiter sprach, sondern vor sich hinbrütete.

„Sie setzten ihn einfach vor die Türe auf den Boden und mich davor. Erst saß sie auch bei mir und raunte mir leise eine mörderische Geschichte ins Ohr. Und dann geschah das Furchtbare. Als ich eines Tages eine Stunde so geseßen, konnte ich den Blick nicht mehr wegwenden. Nicht mehr aufstehen. Ich war angebunden durch die Kraft, die in den grünen gläsernen Augen lag ...“

„Sie waren hypnotisiert ...“ warf Roman Henry ein, als ob er sich damit erleichterte.

Der Prinz schüttelte den Kopf: „Was sagen Sie mit diesem Worte aus? Ist das eine Erklärung? Es war die ganz einfache entsetzliche Angst, die in meinem Gehirn brannte. Der Soldat machte auch während der Zeit, da ich nach ihm starrte, eine sonderbare Reise. Erst dehnte er sich aus nach allen Seiten. Dann hob er sich auf und ab, und die zwei Augen gingen zu einem einzigen zusammen und glühten wie ein höllischer, wahrnehmbarer Punkt. Dann sah ich ihn plötzlich nicht mehr, wußte aber, daß er genau in derselben Entfernung in meinem Rücken saß ...“

„Haben Sie sich einmal umgedreht?“

Der Prinz lächelte trüb: „Wie konnte ich! Was vermag ein Wille gegenüber einem solchen Dämon ...“

Roman Henry war jetzt aufgestanden und lehnte mit dem Rücken am Kamin.

„Und so saßen Sie jeden Tag?“

„Ich habe vom fünften bis zum achten Jahre etwa in meinem einsamen Kinderzimmer — ganz nach der Willkür der Gouvernante — vor dem Soldaten geseßen ...“

„Stundenlang?“

„Oft halbe Tage ...“

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

„Und ging das nie verraten?“

„Wie konnte es? Meine Mutter war damals mit dem Fürsten Afjeli nach Nizza durchgebrannt, und mein Vater — er war ein schöner und herzenguter Mann — konnte doch nicht gleichzeitig bei mir und bei der Gouvernante sein . . .“

„Gewiß nicht . . . Und jetzt?“ fragte Roman Henry weiter.

„Jetzt wiederholt sich, genau dreißig Jahre später, derselbe Vorgang gleichsam entmaterialisiert. Verstehen Sie das?“

„Der Soldat ist nicht mehr da, aber die Kraft?“

„Das ist es . . . Ich bin dazu bestimmt, die Beweugungsfreiheit zu verlieren. Ich bin in einer Art umzingelt, wie es noch niemand war. Die Distanz tötet mich. Begreifen sie jetzt, daß ich schon zwei Jahre vergeblich darüber nachsinne, von hier nach Neuilly zu kommen, den Besuch beim Großfürsten Mikael zu machen?“

„Vollkommen!“ Roman Henry sah auf den kleinen Prinzen, der die Krampen seines Hutes krampfhaft umklammert hielt. Er war plötzlich so verwirrt, als hätte er selbst den Zusammenhang mit aller Realität verloren.

„Daran gehe ich selbst, geht meine persische Mission, geht alles zu Grunde . . .“ Prinz Nicolas stand schon bei der Türe.

Sie sahen sich in die Augen.

Roman Henry erschien er auf einmal nicht als ein Mann, sondern als schwächlicher greiser Knabe. Und doch fühlte er sich in einem ganz unheimlichen Bezirk mit ihm verwandt.

Der Prinz war gegangen.

Roman Henry öffnete die Türe zu Gabrielens Schlafzimmer. Sie lag auf ihrem großen breiten Bett und spielte wie eine kleine Katze mit ihren Füßen. Roman Henry hatte ihr unlängst gesagt, daß die geschweifte Form ihrer Fußsohle zum Schönsten gehöre, was er je in dieser Art gesehen.

Nun hatte sie das linke Bein erhoben und besah es gegen die mattrote gestreifte Tapete. Der Gegensatz in der Farbe schien nicht stark genug. Gabriele war unbefriedigt.

„Dieses Zimmer sollte eine andere Tapete haben!“ sagte sie, noch immer in ihre Betrachtung versunken.

„Du kannst ja einen Teppich hingängen!“ meinte Roman Henry.

„Das ist noch nicht dasselbe . . . Der verrückte Prinz ist dagewesen?“ fragte sie jetzt.

„Ja . . .“

„Was wollte er?“

„Mich einfach besuchen . . .“ antwortete Roman Henry ausweichend. Es war ihm, als ob er bei dieser einfachen und in jedem Falle wahren Antwort ein schlechtes Gewissen hätte.

„Das tut dir nicht gut . . .“

„Warum nicht?“

„Weil du deine eigene Spinne im Kopfe hast . . .“ sagte sie und lachte.

Roman Henry war erstaunt. Gabriele hatte da sein geheimstes Leiden, das ihn so erfüllte, daß es ihm fast eine Beschäftigung war, in ein komisches Licht gestellt. Und zwar mit einer selbstverständlichen Natürlichkeit.

Zuerst empfand er dies als gefühllos. Er hatte ihr

diese Möglichkeit nicht zugetraut. Vielleicht täuschte er sich doch in ihr. Dann sagte er sich wieder, daß es unsinnig wäre, von einem Menschen überhaupt soviel verlangen zu wollen. Er hatte sich mit seinen Gedanken in Gabriele eingenistet wie in einer schützenden Behausung, die ihm in allem Schwere oder Besondern seines Schicksals etwas Feststehendes wäre, wenigstens für die Beruhigung seines Herzens.

Nun fing er ihr plötzlich zu mißtrauen an.

Gabriele sah den Zug in seinem Gesicht, hob sich, küßte ihn sanft auf beide Augen und flüsterte mit zärtlicher Rührung: „Liebling!“

„Es tut ihr wirklich leid . . .“ dachte sich Roman Henry. Das beruhigte ihn ein wenig.

Als sie aber nachher zusammen die Rue de la Sorbonne hinunterschritten und er neben sich Gabrielens vergnügte Papageistimme hörte, die ihm mit leisem Lachen erzählte, daß sie neulich den Prinzen getroffen, wie er mehr als eine Viertelstunde mitten auf dem Trottoir stand und sich nicht vom Fleck rührte und ihr, als sie mit ihm reden wollte, nur eine Grimasse machte, überlegte er sich doch ernsthaft, ob sie nicht in einem gewissen Maße recht hätte, in vielem, was ihn beschäftigte, und speziell, was die dunkeln Hintergründe seiner Phantasie anbetraf, etwas Komisches zu sehen.

Einen Moment erschien ihm diese Perspektive wie ein Ausweg. Dann versiel er aber wieder jener Mattigkeit, die er allen intensiven Entschlüssen gegenüber empfand, und er wurde dabei noch gestützt durch ein ganz unerklärbares Angstgefühl, das ihn plötzlich durchströmte. Er griff krampfhaft in die leere Luft und kam erst wieder völlig zu sich, als er Gabrielens Hand in der seinen fühlte. In diesem Augenblicke war er ihr so dankbar, daß er ihre kleine Hand nahm und in einer Aufwallung von Zuneigung und innerstem frohem Erglücken an seine Lippen preßte. Gabriele aber trug dabei einen liebevoll lauernden Glanz in den Augen, der für Roman Henry, falls er ihm bewußt geworden wäre, sicherlich einen Grund zu ganz unabgrenzbaren und vielleicht trüben Überlegungen gegeben hätte.

* * *

Gelb und schwer lag die Herbstsonne auf dem Kies des Luxembourggartens.

Roman Henry saß auf einem Korbstuhl und hörte auf die Musik, die vom Pavillon herkam. Es war die Ouvertüre zu „Wilhelm Tell“.

Eben hatte die Oboe ihr Alphornsolo. Er sann nach, was es für ihn mit dem Alphorn für eine Bewandnis hätte, und plötzlich fiel es ihm ein. Er war einst in einem Berghotel von einem mörderischen Geräusch geweckt worden. Wie ein grausam gähnender Schrei hatte es durch die Gänge geklungen. Dann waren viele kloßige Tritte an seiner Zimmertüre vorbeigegangen. Als er am Morgen nachfragte, war der gräßliche Laut der Ton eines Alphorns gewesen. Man hatte zum Sonnenaufgang geweckt. Roman Henry hielt damals dem Wirt eine beschwerende Rede und betonte die Rücksichtslosigkeit, die schließlich in diesem Getöse lag. Allmählich aber freute er sich doch darüber, wie unromantisch das Horn geklungen. Dies alles war in weiter Ferne. Jetzt hielt er es für ausgeschlossen, nochmals diese komisch wilde Merkwürdig-

keit zu erleben. Er saß wie ein Konvaleszent still und geduldig auf seinem Stuhl.

Unter den Bäumen bewegten sich die Menschen in einem Gewimmel von schwarzen und bunten Flecken. Wenn er sich umdrehte, sah er über die graue Steinmauer hinweg die blauglühende Fläche der Fontäne.

Rote Geranien und weiße Asters blühten so nahe, daß er sie mit den Händen greifen und die Dolben durch die Finger gleiten lassen konnte. Und jenseits des Rondells standen die Bäume in so ebenmäßiger Richtung, wie auf einen Befehl hingestellt zu langen Alleen, in denen Kinder hin- und herglitten wie kleine Tierchen, die am Boden kriechen. Und über die gelben und roten Baumkronen hinweg ragten die stumpfen, schwarzen Türme von St. Sulpice.

St. Sulpice. Es war für Roman Henry wie etwas hold Klingendes von priesterlicher Weisheit und schwebendem Chorgesang. Und dazwischen mischte sich die Gestalt des Manon Lescaut. Er träumte und wurde erst wach, als ein schlankes, zwölfjähriges Mädchen mit kurzen Röcken und wunderbaren Gazellenbeinen an ihm vorbeischnitt. Wie schön das Kind war! Wie anbetungswürdig schlant!

Eine große Dame in Braun ging neben ihm her, und obschon sie sich nicht faßten oder irgend ein äußeres Zeichen des Verbundenseins vorhanden war, wußte Roman Henry, wie sehr sie das Kind im Kreis ihres Gefühls und ihres Sinnens hatte und daß sie es als einen köstlichen riesengroßen Schatz betrachtete.

Dann kam ein häßlicher, langhaariger Mensch, und die Stimmung war vorbei.

Roman Henry mußte wieder an den Prinzen denken und daran, was eigentlich sie beide zusammenzog. Aber er konnte zu keiner Klarheit darüber kommen. Nur das wußte er sicher, daß sich etwas bilden mußte, das er vor Gabrielen geheim zu halten hätte.

Vorher hatte er ihr alles erzählt, weil er glaubte, daß sie nichts davon verstünde. Denn es kam ihm nur auf das Reden an. Auch auf die Uebersichtlichkeit, die er manchmal im Verlaufe eines Gespräches über seine eigenen Zustände erhielt. Jetzt aber war für ihn die Empfindung dieser Einheit verloren.

Er fröstelte plötzlich, trotzdem die Sonne warm auf seinen Händen und seinem Gesicht lag. Das gab ihm wieder zu denken.

Diese unvermittelt und heftig auftauchenden Erscheinungen ängstigten ihn. Er vermochte sie nicht in eine klare Gedankenfolge zu bringen, ja überhaupt in einen Zusammenhang. Zugleich erinnerte er sich einer Stunde beim Arzte. Er hatte ihm gesagt, daß eben dieser Trieb, die geringsten Sensationen des Gefühls in irgend eine Beziehung zu setzen, sein Leiden vermehre. So suchte er jetzt gewaltsam loszukommen. Er betrachtete die breiten dunkeln Streifen in seiner grauen Hose und die Bügelsalte, die wie ein foketter Kamm über das Knie hinunterlief.

Dies war alles in Ordnung.

Er atmete auf und lächelte zugleich über das unscheinbare Motiv seiner seelischen Erleichterung.

Vor ihm lag ein großes gelbes, halbdürres und schon zerfranstes Blatt. Er hob es auf, und ihm war, als hätte er bis jetzt noch gar nichts von der Farbe der

Blätter gewußt. Da war zwischen den harten weißen Rippen ein Tanz von Grün und goldbigem Orange und dunklem Purpur und blassen grauen Tönen, die in einem ganz verblüffenden Raffinement daneben standen.

Aber jetzt irrten seine Reflexionen wieder zum Prinzen zurück.

Roman Henry dünkte es, als sei da für ihn eine Mitte, an die er wie gefesselt wäre. Zuweilen vermochte er ja davon wegzusehen, wie ein Tier, das an einen Pfahl gebunden ist, schließlich auch in die Ferne zu schnuppern vermag. Aber eben diese Ferne schien ja dem Prinzen versagt und die Ursache seines Lebenskampfes. Und er selbst, schloß Roman Henry weiter, war seit jenem letzten Besuch scheinbar auch und zwar nicht wenig durch den Prinzen bedingt.

Eine unheimliche Bangigkeit hatte ihn wieder erfaßt.

Die Musik im Pavillon spielte jetzt den Brautchor aus „Lohengrin“.

Er war Roman Henry unausstehlich. Was sollte ihm die Masse dieser geblähten Töne! Ihm war, als stünde er vor einer Mauer, an der er nicht hinauf und auch nicht vorbei könnte. Dazu diese furchtbare Müdigkeit, ohne daß er nachts einzuschlafen vermochte. Er rechnete plötzlich die Stunden Schlafes der vergangenen Woche zusammen und kam auf siebenzehn. Dies erkannte er aus den Strichen, die er auf einer Visitenkarte bei sich trug. Dazwischen versagte ihm das Gedächtnis. Er wollte an das Zimmer des Hotels denken und war es nicht imstande. Statt dessen sah er einen kleinen Hof im Quartier Montparnasse, an dem vor sechs Jahren das Atelier eines Freundes lag. An der grauen Wand stand gegen Abend oft ein schmutziger Junge und sang. Da war auch dieses Bild verschwunden, und er trug einen dumpfen, leisen Schmerz in den Schläfen.

Als das Orchester abbrach, schaute er nach dem Pavillon. Das Klatschen der Menge kam herüber, wie wenn ein Platzregen auf ein Steinpflaster fällt.

Eine Gestalt kam die Allee entlang, und er glaubte, Gabriele zu erkennen. Als sie vorbeiging, war er wieder erstaunt über die Täuschung seiner Augen. Es war eine kleine Kokoite aus dem Quartier. Die einzige Ähnlichkeit mit Gabriele war, daß sie beide eine Sammettoque trugen.

Roman Henry schämte sich vor sich selbst. Ueber diese peinlichen Irrtümer seiner Sinne. Er saß da, wähnte er zuweilen, jemand gegenüber. Und dieser andere war er selbst vor etwa zehn Jahren. Und merkwürdig schien es ihm, daß jener schon ziemlich genau von seinem heutigen Zustand wußte.

„Komisch,“ dachte sich Roman Henry, „daß man etwas erfüllt, dessen Gestalt man in seiner ganzen Bedenklichkeit vorausweiß!“

Er stand auf und ging nach dem Bassin. Da waren die Kleinen mit ihren Segelbooten und den hohen, gelben Bambusstöcken, mit denen sie die Flotten dirigierten. Dann kam ein Gekwägelchen, und vier kleine blonde Mädchen mit roten Zäckchen saßen darin. Er hätte mit einem der Kinder reden, so eine kleine warme Hand zwischen die seinen, die fühlen, fröstelnden legen und sanft streicheln wollen. Aber das war ja alles ganz unendlich unmöglich, und die roten Zäckchen schwammen auch schon ganz ferne gegen das Senatsgebäude hin.

Nun trat er nahe ans Wasser und fühlte, wie ihm der Wind vom Springbrunnen her einen Sprühregen ins Gesicht trieb. Die Feuchtigkeit auf den Wangen tat ihm wohl; aber bald fror es ihn.

Jetzt dachte er daran, daß er in den nächsten Tagen den Prinzen doch besuchen wollte. Er mußte all den Schwierigkeiten auf den Grund kommen. Aber wenn darin eine Entscheidung liegen sollte? Vielleicht war da eine Gefahr. Und zu beschleunigen hatte er schließlich nichts. Er wandte sich aus dem Garten. Durch das Tor gegen die Rue Soufflot. Da kroch über den Platz ein alter Camelot. Auf dem Hut trug er einen Kranz von Zeitungen. Sein Gesicht war rot gefleckt, und der graue schmutzige Bart hing daran wie angeklebt.

«La Patrie! La Patrie!» bellte er mit dem knurrenden Ton eines großen Hundes.

Roman Henry hatte eine merkwürdige Assoziation. Er dachte sich: „Wenn der König Lear Zeitungen verkauft hätte, wäre dies seine edelste Maske gewesen.“ Oder: „Ein heutiger Lear müßte nicht im Felde wüten, sondern Zeitungen verkaufen. Und seine königliche Scham hinter einem Drehorgelgesang verbergen ...“

Aber dies war ja im Grunde alles völlig gleichgültig. Er setzte sich vor die Taverne du Panthéon und wartete auf Gabriele, die hier vorbeikommen mußte.

Erst versuchte er, eine kleine Novelle im „Journal“ zu lesen. Es ging nicht. Das war ein schlechtes Zeichen. Sonst las er die trassen, gegenständlichen Geschichten, die wie Polizeiberichte gebaut waren, nicht ohne Spaß. Anna, die Köchin, hatte sie ihm früher oft vorgelesen. Und Anna's Arme waren so dick und voll blauer Flecke, weil sie die Herren kniffen, wenn sie auf der Straße ging.

Wie klar er sich doch an diese Zeit erinnerte!

Vor ihm setzte sich ein Mädchen in großem weinrotem Hut. Wenn er über die Zeitung hinweg sah, schnitt der Rand des Papiers den Hals fast wagrecht mit den Schultern ab. Ihre Haare setzten ziemlich weit oben an, sodaß über dem Kragen des Jacketts noch ein schmaler, weißer Streif des Nackens blieb.

Roman Henry unterhielt sich damit, die Rückseite dieses Kopfes zu betrachten, von dem er ja weiter keine Ahnung hatte. Es war ihm eine stille Beschäftigung, ihn in allerlei Vermutungen zu verwickeln.

Gabriele ließ auf sich warten; aber es störte ihn nicht.

Der Hut bewegte sich einen Moment, und er hatte schon Sorge, sie würde sich umdrehen. Aber sie blieb wieder still.

Wie drollig es doch war, diesen Kopf und diesen Hut ganz isoliert über dem Zeitungsblatt schwebend zu haben! Wie eine merkwürdige, unmotiviertere Sache in der Luft.

Da verschwand aber auf einmal die Vision, und Roman Henry sah klar und deutlich den rotgestrichenen Eisenstab quer im Fensterkreuz seines Zimmers. Zugleich die langen weißen Vorhänge mit ganz unmöglichen Blumen darin. Sie waren wie vierblättriger Klee mit gezähntem Rand.

Als er davon erwachte, war ihm das Zeitungsblatt auf den Tisch gesunken, und das Mädchen vor ihm war weg.

Eine Sekunde zweifelte er, ob sie überhaupt dagesessen. Aber da sah er sie quer über den Platz einem Herrn entgegengehen.

Roman Henry schaute ihr mit zugekniffenen Augen nach. Wundervoll, wie sie dahinschritt. Als ob sie eine Leiter hinanstiege.

Sie setzte nicht die Fußballe auf, um die Sohle bis zur Spitze zu biegen, sondern stapfte gleich mit dem ganzen Fuß; sie mußte wohl beim Gehen ihre Knie etwas beugen. Es glich dem trotigen Schritt eines Rennpferdes.

Nun war sie mit dem Herrn im Getümmel verschwunden.

Ringsum sprühte wieder das Geschrei der Camelots. Ein Automobil kam herangeschraubt und stand in einem Ruck hart am Trottoir.

Der Gérant zeigte sich an der Türe des Cafés.

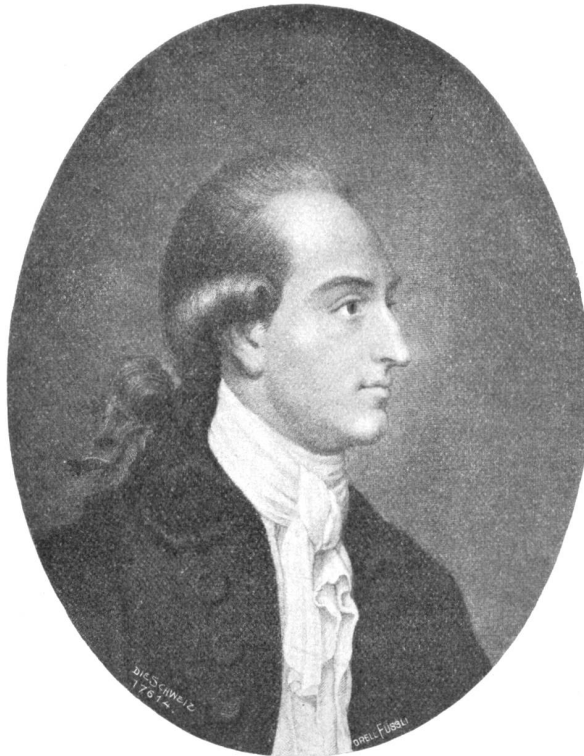
Zwei Herren und eine Dame von schlankem, amerikanischen Typus stiegen aus.

Roman Henry sah sich nach Gabriele um; aber sie

zeigte sich noch nicht. Er zahlte und beschloß, nach Hause zu gehen. Als er heimkam, war Gabriele eben ausgegangen. Er setzte sich ans Fenster und sah auf die Straße. In die dunkeln Fenster der Sorbonne schienen jetzt Leben zu kommen. Schatten glitten hinter den vergitterten Scheiben.

Unten ging ein Mann vorbei mit einem Sack auf dem Rücken, sah an die Häuser auf und schrie: «Habits! Habits!»

Roman Henry sank der Kopf auf die Brust. Eine weiche lähmende Müdigkeit kam über ihn, wie er sie lange nicht mehr empfunden. Es war ihm wie ein Trost. Wie er erwachte, stand unten an der grauen Wand ein Orgelmann. Er war barhäuptig und hatte seine Mütze auf den Orgelkasten gelegt, der auf einem dreirädrigen Karren ruhte. Er drehte die Kurbel und sah für sich hin auf den Boden. Und kein Sous-Stück entging ihm,



Der junge Goethe.

Wiedergabe von Georg Oswald May's Delgemälde (1779) nach dem Stahlstich von Carl Mayer, Nürnberg.

das auf die Straße flirrte. Und jedesmal jagte er, ohne aufzusehen, mitten in seine larmoyante Musik: «Merci, Madame!»

Es war die Gnadenarie aus „Robert dem Teufel“.

Roman Henry dachte daran, daß die Pariser Orgeln seit vielen Jahren alle daselbe spielen. Dieselbe Gnadenarie hatte er damals in der Avenue du Maine gehört. Mit denselben merkwürdigen Unterbrechungen und Intervallen. Es schien, als ob sehr viel Regen schon in das

Instrument geflossen, als ob es zwischen durch seufzte und hustete.

Damals war er selbst noch ganz gesund. Und es war Frühling. Und die Blätter hingen grün und schwer an den Kastanienbäumen. In den Nächten tanzten die jungen Mädchen auf der Straße und sangen Liebeslieder. Roman Henry sann zurück und war ganz erschüttert. Er hatte es nicht gewußt, daß er selbst damals im Frühling stand...

(Fortsetzung folgt).

Frau Bäbe Schultheß, Goethe und sein Wilhelm Meister.

Mit drei Bildnissen und drei Schriftproben.

Nachdruck verboten.

- Dis/ Abend vom
ein freundliches Paß von Goethe, ein Brief Wilhelm
v. der Frau mit zuckelnd, v. Goethe! freundlich!

Aus dem Tagebuch der Tochter Bäbe Schultheß (unterm 14. April 1784).

Zu Goethes Leben gehören Frauenfreundschaften wie die Rosen zum Sommer. Die jüngste Vergangenheit hat die Blicke der Gebildeten wieder auf einen solchen geistigen Bund des großen Dichters mit einer Frau nachdrücklich hingelenkt. Auf den mit einer vortrefflichen Schweizerin, der Gattin des Fabrikanten David Schultheß, Barbara geb. Wolf, die im Haus zum Schönenhof in Zürich wohnte (Ecke Rämistrasse und Stadelhoferstrasse, nach 1811 vollständig durch einen Neubau ersetzt, sodaß heute nichts mehr an das alte Haus erinnert). Lavater war mit Frau Barbara Schultheß, Frau Bäbe, wie sie im Vertrautenkreis genannt wurde, eng befreundet. Durch ihn erfuhr Goethe von dieser Zürcherin, die er dann 1775 auch persönlich kennen lernte. Ein Briefwechsel entpinn sich; Frau Bäbe erfuhr vieles, was ihn innerlich beschäftigte, wohl auch quälte. 1778 war Frau Schultheß Witwe geworden; unerwartet rasch hatte ihr der Tod den Gatten geraubt. Im November des folgenden Jahres kam Goethe auf seiner zweiten Schweizerreise wieder nach Zürich. Man hat den Eindruck, daß damals sein Verkehr mit Frau Bäbe einen besonders herzlichen Charakter annahm. Als in den 1790er Jahren Frau Schultheß auf Nachrichten von Goethe sehnlich wartete, schrieb sie ihm unterm 19. November 1796: „So lange hörte ich nichts von dir, ich feire heute wieder einen 19. November, der dich im Jahre 79 zu mir brachte, er fällt just wie damals auf einen Samstag, wie lange seitdem und nur einmal sah ich dich in der Zwischenzeit. Es tut mir wohl an meinem Herzen zu fühlen, daß ich dich mit den gleichen Gefühlen heute vor mir sehen würde, wie vor den vielen Jahren, mit den gleichen dich verlassen würde wie in G. Und laß mich hoffen, daß auch du der gleiche seiest, daß ich in dir den gleichen finden würde. Laß mir in meinen Gefühlen den Beweis der deinen finden. O, es ist wohlthuend in all den Veränderlichkeiten dieses Daseins etwas Unveränderliches zu wissen und zu besitzen.“

Damals, bei jenem Besuch am 19. November 1779, der für Frau Bäbe gewissermaßen eine „Epoche“ ward im Goetheschen Sinn dieses Wortes, hat der Dichter der Freundin im Schönenhof ein mit seiner prächtigen zügigen Handschrift beschriebenes Blättchen mit dem unvergleichlichen Gedicht „Gesang der Geister über den Wassern“ — „Des Menschen Seele gleicht dem Wasser“ — zurückgelassen, jenes Gedicht, das als Frucht der Betrachtung des Staubbades seiner dichterischen Inspiration

besichert worden war. Und dieses Gedicht hat sich vor wenigen Jahren erst im Sterbehaus der Frau Bäbe (im „Neuhaus“ an der Oberdorfstrasse, wo sie 1818 die Augen schloß, dreiundsiebzighjährig) wiedergefunden *).

In dem eben zitierten Briefe vom Jahre 1796 fanden wir die Anspielung auf eine dritte Begegnung der Frau Bäbe mit Goethe. Sie erinnert da Goethe an ihren Abschied von ihm in G. Dieses G. bedeutet Constanz. Ueber den Splingen war Goethe mit dem Komponisten Philipp Christoph Kayser,

*) Es hat seine Faksimilierung erhalten in dem schönen Neujahrsblatt zum Festen des Waisenhauses, das auf das Jahr 1903 Professor Dr. Gustav von Schultheß-Rechberg Frau Barbara Schultheß zum Schönenhof, der Freundin Lavaters und Goethes, gewidmet hat und das für alles oben Erzählte unsere Quelle ist. Einen Teil des Faksimile wiederholen wir S. 166.



Frau Bäbe Schultheß (1745-1818). Nach dem Selbstbildnis (1781) von Joh. Heinrich Wilhelm Tischbein (1751-1829) im Besitz der Frau Gehner-Gruft „z. kleinen Otter“ („Neuhaus“) in Zürich.